

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 7

Artikel: Wie ich einen Firmpaten fand
Autor: Richard, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064946>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WIE ICH EINEN FIRMPATEN FAND. VON KARL RICHARD

Illustriert von
Fritz Trafefel.



All vier Jahre erscheint der Diözesan-Bischof in jeder einzelnen Pfarrei seines Bistums, um den Jünglingen und Mädchen, welche die erste Kommunion schon empfangen haben, das Sakrament der Firmung zu erteilen. Während der Handlung müssen den Knaben ein Pate, den Mädchen eine Patin die Hand auf die Schulter legen. Beim gleichen Kinde darf der Taufpate nicht zugleich Firmpate sein.

Als Verdingbube war für mich die Aufgabe, einen Firmpaten zu finden, ein ziemlich schwieriges Problem. Andere Kinder, insbesondere solche wohlhabender Eltern, brauchten sich deswegen keine Sorgen zu machen, keinen Finger zu rühren.

Schliesslich hätte auch für mich keine Schwierigkeit bestanden, denn der Bauer, bei welchem ich verkostgeldet war, hatte sich zur Aufgabe bereiterklärt. Allein gegen diesen Menschen, einen rohen Patron, empfand ich einen tiefen Hass, weil er mich

fortwährend prügelte, und einen grenzenlosen Abscheu seines fortgesetzten Fluchens wegen.

Dieser Bauer also anerbte sich mir als Pate. Ich antwortete ihm, er fluche mir zuviel und prügle mich zu oft, und deshalb wolle ich lieber einen andern suchen. Ich hatte ja noch volle vier Wochen Zeit dazu. Der Mann machte bei meiner Antwort ein dummes und verblüfftes Gesicht, liess mich aber doch in Ruhe. Meine Absage war eine unerhörte Kühnheit.

Als idealer Firmpate erschien mir der Briefträger Toni, der gerade in diesen Tagen unsfern Dorfteil zu besorgen hatte. Als er am Abend mit seinen Zeitungen angerückt kam und das obligate Gläschen getrunken hat, rückte ich mit meinem Anliegen heraus:

« Du, Toni, ich möchte fragen, ob ich dich als Firmpaten haben könnte? » Ich hatte ordentlich geschlottert, bis es so weit

war. Mir war es zumute wie einem unerfahrenen Reisenden, der seinen ersten Kunden besucht!

« Was, ich soll dir Götti sein? » antwortete der Briefträger, ein lediger Bursche von noch nicht dreissig Jahren. « Nein, das gibt's nicht. Es ist mir nicht wegen dir, du wärest mir schon recht; aber deine Mutter ist eine Ketzerin (sie war nämlich Protestant), und da weiss man nie, was noch aus dir wird. Ich kann die Verantwortung nicht übernehmen. »

« Aber meine Mutter ist ja gar nicht da, sondern weit fort in einer Stadt, ich weiss selber nicht wo! » wagte ich leise zu protestieren.

« Das ist ganz gleich. Man weiss schon, dass du später einmal doch wieder zu ihr gehst. Und dann? Kann ich die Verantwortung für dich noch übernehmen? » Man merkte, dass dieser Mann in eidgenössischem Dienste stand, indem er soviel von Verantwortung sprach.

Dieser « Fall » war also erledigt. Meine protestantische Mutter gab dem Toni einen guten Vorwand zu einer Ausrede. Mein Bauer grinste vor Freude. Nun, ich hatte ja noch Zeit, einen Götti zu suchen, und das Dorf war gross. Einer würde sich schon finden.

Am nächsten Schultag musste ich beim Krämer Krüschi kaufen. Joseph Birrer hiess er. Immer hatte er mir eine dürre Zwetschge geschenkt oder einen Zuckerbonbon. Also meinte er es gut mit mir! Diesen wollte ich jetzt fragen, und ich war sicher, er würde nicht nein sagen.

« Herr Birrer, würdet Ihr so gut sein und mein Firmgötti werden? Ich habe noch keinen. »

« Ja, dank, sonst würdest du nicht fragen. Aber warum nimmst du nicht den Hans (so hiess mein Bauer)? Der würde es schon machen für dich. »

« Den mag ich drum nicht, er flucht mir zuviel! »

« Jä so! Du bist aber wunderlich, und hast doch keine Ursache. Lueg, ich würde dir am End schon Götti sein, aber ich vermag es jetzt nicht. Der Metzger Wüest nebenan, der Lauscheib, hat mir einen Prozess angehängt, weil ich etwas gesagt habe wegen seiner Frau. Jetzt muss ich das Geld alles den Advokaten geben. Ich gehe am End noch kaputt. Es ist dumm, aber ich kann es nicht ändern. Der Wüest ver-

mag es schon besser, Firmgötti zu sein. Frage den einmal, er sagt dir sicher nicht nein. Da hast du noch drei Täfeli. Und lass mir den Hans grüssen! » Und hinaus war ich.

Das war eine verflixte Geschichte! Auf diesen Krämer hatte ich wie auf Fels gebaut. Er war ein wohlhabender Mann, sein Geschäft ging gut, und er hatte keine Kinder. Ein schönes Göttigeschenk wird da auch herausschauen, hatte ich zu früh spekuliert.

Ich werweisete vor dem Laden, ob ich nicht schnurstracks zum Metzger gehen solle. Vor diesem, einem vierschrötigen, robusten Herkules hatte ich immer eine geheime Furcht gehabt. Da kam mir gerade auch die Zervelatgeschichte in den Sinn, welche mir eine Tracht Prügel eingebracht hatte. Man weiss ja, wieviel ein Bauerdutzend sind. Dreizehn! Wenn mein Bauer mit den Knechten im Moose mit Torfstechen beschäftigt war, musste ich ihnen jeweils das Mittagessen hintragen, Suppe, Brot, Zervelats und Most. Das Dutzend resp. die dreizehn Würste holte ich nach Schulschluss beim Metzger; das Paket wurde ungeöffnet in den Mittagskorb gelegt, mit welchem ich nach dem eine halbe Stunde entfernten Arbeitsplatz eilte. Da befanden sich einmal statt dreizehn nur ein wirkliches Dutzend, also zwölf Zervelats im Korb. Alles gab mir schuld, ich hätte unterwegs eine gegessen. Ich behauptete, der Metzger habe eine zu wenig geliefert. Aber warum ist man Verdingbub? Ich hatte natürlich Unrecht und bekam wieder eine den erschwerenden Tatbeständen angemessene Menge Schläge. Seither hatte ich auch auf den Metzger Wüest eine geheime Wut. Nein, diesen Mann wollte ich doch nicht als Patient ansprechen. Zuletzt vielleicht, in der höchsten Not, wenn mir kein anderer Ausweg mehr blieb. Dann lieber noch diesen als meinen Bauern!

Da kam mir der Müller in den Sinn, der Müller Wicki. Seine Mühle befand sich drei Viertel Stunden von unserm Hof entfernt. Alle Monate einmal schleppte ich einen Karren voll Korn zum Mahlen hin und holte nach drei Tagen das Mehl ab. Ich solle einmal bei ihm Müllerbursche werden, hatte der Müller mir mehr als ein dutzendmal gesagt. Ich sei stark und ein « gäbiger » Bursche. Ich werde doch wohl nicht Bauernknecht werden wollen. Sobald ich der Schule

entlassen sei, wolle er dann schon dazutun, mich als Mühlelehrling zu bekommen. Dass ich nicht früher an diesen Wohltäter gedacht hatte?

Nach dem Feierabend machte ich mich wohlgemut auf den Weg. Diesmal war ich meiner Sache sicher. Eine flotte Kleidung würde mir der Müller auch geben, kalkulierte ich. Vielleicht noch eine Uhr dazu!

Die ganze Haushaltung war gerade beim Nachtessen, als ich in die Stube trat: der Müller, seine Frau, zwei Söhne, drei Gesellen und ein halbwüchsiges, bleiches Büschlein, das wahrscheinlich das gleiche war, was ich einmal werden sollte.

«Guten Abend miteinander!» sagte ich, in die Stube tretend, «ich hätte etwas mit dem Meister zu sprechen.»

«Kannst es schon hier sagen! Was ist es? Willst im nächsten Frühling zu mir kommen?»

«Nein, est ist etwas anderes. Ihr solltet mir Firmgötti sein!»

«Sackermänt, warum gerade ich? Ich habe schon einen Göttibub, und noch einen nehmen und ihm eine Kleidung machen lassen, das vermag ich nicht. Die Leute meinen immer, ich hätte Geld zum Versauen. Aber was der Betrieb kostet, rechnet niemand nach. Erst letzthin habe ich zu meiner Frau gesagt, wenn ich noch einmal vorn anfangen könnte, ich weiss nicht, ob ich wieder auf eigene Rechnung müllern würde. Wer hat dir gesagt, du solltest zu mir kommen?»

Ich war sprachlos. Von diesem Manne hatte ich eine Absage niemals erwartet. Die ganze trostlose Verlassenheit des Verdingkindes kam mir jetzt so recht zum Bewusstsein. Nirgends Hilfe, nirgends Schutz, nirgends Erbarmen. Arbeit, von morgens früh bis abends spät, und als Belohnung und Aufmunterung gab's — Schläge. Gegen meinen Willen rannen die Tränen über meine Wangen.

Die Müllersfrau versuchte mich zu trösten, stopfte mir den Sack voll Birnenschnitte, lud mich zu einer Tasse Kaffee ein und strich Butter und Konfitüre auf eine grosse Brotscheibe. Ich würgte das Zeug hinunter, ohne Bewusstsein, dass ich überhaupt ass. Ich tat es nur, weil ich bei meinem Bauern das ganze Jahr nie Butter bekam. Freilich durfte ich mitansehen, wie die andern, sogar die Knechte, an Sonn- und Feiertagen solche assen.

Der Müller sprach noch allerhand. Wie er mich zu einem tüchtigen Müller heranbilden wolle, wie ich es gut haben solle bei ihm. Aber Götti könne er mir unmöglich sein. Er habe sich schon beim andern Buben überreden lassen. Zweimal dürfte ihm das nicht passieren. Ich solle einmal den Posthalter fragen. Das sei ein flotter Herr. An ihm hätte ich mehr Freude als an einem simplen Müller.

Ich dankte noch für die Birnenschnitte und das Butterbrot. «Bei dem werde ich aber nie in die Lehre gehen», nahm ich mir vor.

Schon drei Absagen, und in nicht ganz drei Wochen war die Firmung! Kürzestens drei Tage zum voraus musste man den Paten dem Pfarrer anmelden.

Es fing mir an, Angst zu machen. Noch hatte ich vier Adressen in Vorrat, bei welchen ich mein Glück versuchen konnte. Aber wehe, wenn es mir dort gleich erging wie bei den bisherigen! Dann konnte ich nicht gefirmt werden, und das war eine Schande.

Ich hatte es nun einmal mit den Briefträgern! Der Toni hatte mich abgewiesen. Ich probierte es jetzt mit dem andern, dem Seppi Bucher. Dieser war kinderlos, hatte eine fleissige Frau, welche Schneiderin war und auch ein schönes Geld verdiente. Dort klopfté ich an.

Briefträger Bucher hätte gut in die Stadt gepasst. Immer sauber rasiert, nach ländlichen Begriffen hoffärtig, d. h. sorgfältig gekleidet, zeigte er sich auch in der Uniform in vorteilhafter Lichte. Er schwatzte auch nicht soviel in allen Häusern herum wie der Toni, trank selten den Schnaps, der ihm offeriert wurde. Deshalb galt er als hochmütiig.

Als er meine Bitte vernommen hatte, meinte er, er kenne mich ja kaum, wisse nichts woher ich eigentlich komme und was einmal aus mir werden solle. Er habe nur gehört, es sei etwas mit meiner Mutter nicht ganz in Ordnung. Aber er kümmere sich nicht um anderer Leute Sachen, und er wolle sich auch in Zukunft nicht dreinmischen. Zudem sei er bereits einem Knaben Götti, und auch seine Frau habe sich eines armen Mädchens aus dem Waisenhaus angenommen. Das genüge für ihre Verhältnisse. Ich sei der fünfte, der ihn als Götti haben wolle. Er könne gar nicht begreifen, dass man in der ganzen Gemeinde

nur ihn im Auge habe. Ob ich schon den Herrn Pfarrer gefragt habe? Der habe immer ein paar Buben jedesmal. Er vermöge es aber auch am besten. Ich solle nur heute abend fleissig beten, dann schicke mir der liebe Gott schon einen Götti.

Auch hier stand ich nach kurzer Zeit wieder vor der Türe. Ich geriet langsam in eine Bubenwut. Ein vorübertrottender, müder Karrenhund, der Ketten los, bekam's zu spüren. Ich warf dem unschuldigen Tier einen Stein nach. Der arme Kerl hinkte schnellstens weg, schaute ein paarmal verdutzt zurück. Seine triefenden, traurigen Augen kamen mir nachher vor wie ein Vorwurf.

Wahrhaftig, das Problem fing an sehr schwierig zu werden. Ich hatte nur noch sieben Tage Zeit. Der Meister grinste nicht schlecht. Damals dachte ich an nichts Böses, heute jedoch würde ich ihn im Verdacht haben, dass er die Hand im Spiele hatte!

Was sollte aus mir werden, Teufel noch mal? Meinen prügelnden Meister schliesslich doch noch kniefällig bitten müssen? Nein, tausendmal nein. Lieber noch, wenn's durchaus nicht anders ging, eine oder zwei Nächte vor der Firmung heimlich flüchten. In einer Stadt am Rhein wohnte eine Schwester meines verstorbenen Vaters. Ihr Mann war zwar nur Schienenputzer bei der Strassenbahn. Einmal dort, würden sie mich wohl nicht zurückjagen.

Meinen derartigen Fluchtplan bereits festsetzend, sah ich plötzlich des Sigristen Töchterlein, das Babettli, daherkommen. Es war gleich alt wie ich und Schulkameradin. Ein sympathisches Meitschi, wahrhaftig. Denn es hatte mir vor nicht langer Zeit ein altes Schulheft geschenkt, darin auf jeder Seite einen grossen und kleinen Buchstaben in Rundschrift vorgeschrrieben, so dass ich diese Kunst ebenfalls erlernte. Wir beide waren die einzigen im ganzen Dorf, die derart hexen konnten. Babettli hatte seine eigene Vorlage von einer entfernten Verwandten, einer Klosterfrau, bekommen, weil es geäussert hatte, selber einmal ins Kloster eintreten zu wollen.

Also, Babettli kam daher. Ich klagte ihm meine Sorgen, meine Angst und meine bisherigen «Erfolge». Das gute Kind hatte Erbarmen, sagte, es wolle mit seinem Vater reden. Der habe zwar auch schon zwei andere. Auf ein grosses Geschenk könnte

ich auf keinen Fall rechnen. Wenn es mich anderntags nicht sehe (es waren gerade Schulferien), so solle ich am Abend wieder ins Dorf kommen, um zu hören, was es beim Vater ausgerichtet habe.

Nun hatte ich wieder Hoffnung, was soviel heisst wie frohen Mut, pfiff die Melodie «Seht wie die Knospen sprie-ies-senn», machte daheim ein trotziges Gesicht und schlief in derselben Nacht herrlich.

Andern Tags in den Abendstunden schlich ich lang um das Haus des Sigristen, aber Babettli kam nicht zum Vorschein. Mit dem Mute der Verzweiflung schellte ich schliesslich. Mit dem Sigrist stand ich in einem gewissen freundschaftlichen Verhältnis. Nicht wegen dem Rundschreibheft, von welcher Sache er nichts wissen durfte. Aber ich half ihm an Samstagabenden und meist auch am Sonntag beim Zusammenläuten mit andern Buben am Glockenstrang ziehen. Ich sehe ihn heute noch, wie er uns jeweils mit freundlich gekrümmtem Zeigefinger nach dem Chor winkte. Als alter Mann besass er nicht mehr die nötige Lungenkraft für die drei grösseren schweren Glocken. Uns Buben war diese Seite seines Berufes hingegen eine Wonne, deren wir uns mit inbrünstiger Innigkeit hingaben. Es war auch gar zu schön, uns zuletzt von den auf- und abschwingenden Strängen in die Höhe ziehen zu lassen. Wir duldeten, mit stillschweigender Genehmigung des freundlichen Mannes, kein «Ausplampenlassen» der Glockenschwengel, wie es andernorts noch heute Brauch ist.

Den guten Sigrist traf ich zu Hause. Als er meine Bitte hörte, kratzte er sich zuerst hinterm Ohr, dann noch an einem andern Ort. Das war kein gutes Zeichen! Schon eine Absage, sozusagen. Es sind die gleichen Gesten wie bei einem Manne, der angepumpt wird. Man weiss ja, was dabei herausschaut. —

Babettlis Vater klagte, schon zwei Buben seien für ihn fast zuviel. Bei seinem magern Löhnlös würde ein dritter ihn ruinieren und zudem zuviel Aufsehen erregen. Seine Kinder kosten ihn auch ein schönes Geld. Das war allerdings schon wahr, er hatte zwei Söhne, die Lehrer studierten. Und Babettli würde wahrscheinlich auch nicht gratis Klosterfrau werden können.

«Nichts für ungut», entschuldigte ich mich, äugte beim Hinausgehen nach Babettli, sah es aber nirgends. Wahrschein-

lich wird ihm der Vater Vorwürfe gemacht haben, dass es mir diesen Floh hinters Ohr gesetzt hatte. Auf dem Heimweg pfiff ich diesmal nicht, sondern brütete finster und verdrossen meine Fluchtpläne aus. Mir blieb nur noch der Metzger, den ich, wenn man den Umstand in Betracht zieht, dass ein Firmgötti und sein Göttibub vorher schon miteinander in regerem Verkehr gestanden haben müssen, mit gutem Gewissen fragen durfte.

Die nächsten Tage liess ich nutzlos vorübergehen. Ich hatte es satt, mich überall abspeisen zu lassen. Ich verkaufte meine paar Kaninchen zu Schundpreisen, ebenso drei selbstgedrehte Geiselstecken, um einige Franken für meine Flucht zusammenzubringen. Diese stand bei mir unwiderstehlich fest, wenn der Metzger gleichfalls nein sagte.

Richtig kam es auch so. Am zweitletzten Abend war ich zu ihm hingegangen. Ich konnte nicht einmal fertig reden. Wie der Mann merkte, wo ich hinaus wollte, machte er ein Gesicht wie ein genarrter Muni. Das sei sicher der Krämer Birrer, der Fötzelhund, der mir einen solchen blöden Schmarren angegeben habe. Er sei prinzipiell nie Firmgötti gewesen. Wegen einem blöden Aff, wie ich einer sei, ändere er seine Meinung nicht. Ich sah schon, dieser Metzger war auf mich ohnehin wütend. Wahrscheinlich hatte er von meiner Verdächtigung gehört, dass er damals, als ich wegen den Würsten Prügel kriegte, eine Zervelat zu wenig geliefert haben solle.

Also gut, ich hatte keinen Firmgötti und sollte auch keinen mehr bekommen. Es blieb nichts mehr als die Flucht! Beim grossen Brunnen auf dem Dorfplatz stützte ich die Ellenbogen auf den Steinrand des Troges und glotzte ins Wasser, das gar lustig plätscherte. Ich überlegte mir, nach welcher Himmelsrichtung ich zuwandern habe, um zu der Tante nach der Stadt am Rhein zu gelangen. Und überhaupt gab es noch gar vieles zu überlegen und zu studieren. Zum Beispiel das Problem des Essens und Übernachtens. Fürs erste hatte ich im Sinn, aus der Vorratskammer meines Bauern ein gehöriges Quantum an gedörrten Schnitzen und Speck mitlaufen zu lassen. Dann konnte ich unterwegs ja auch da und dort bei Bauernhäusern anklopfen, gute Leute gab es wohl überall. Das wegen

dem Übernachten war nicht sehr schwierig. Als Bauernbube wusste ich schon, wo man Heustöcke findet oder einen leeren Rossstall!

Das Abenteuer lockte mich immer mehr, je länger ich darüber nachsann. Was würden die Leute im Dorfe für Gesichter machen, wenn sie mich suchten und nirgends fänden! Ei, ei, und erst mein Bauer, dem würde es doch noch leid tun! Bei der Gewissenserforschung musste er sich sagen, dass er die Verantwortung trage und allein schuld sei durch seine Flucherei und das Prügeln. Sicher würden er, seine Mutter, die Schwester, der Knecht und die Magd Tag und Nacht zittern in Angst, ich könnte eines Nachts als Gespenst zurückkommen! Wie herrlich war es doch, eine Tante zu wissen, weit weg, so weit, wie noch keiner vom Dorfe gewesen war! —

« He, Bueb, was machst, willst etwa Fische fangen im Brunnen? »

Erschreckt fuhr ich aus der Welt der Pläne und Träume auf. Ein entfernter Verwandter (seither habe ich vernommen, dass ich das Recht gehabt hätte, ihm Cousin zu sagen) meines Vaters stand vor mir, der Schweinehändler Otto Murmiger. Bevor ich bei meinem jetzigen Meister placierte wurde, hatte ich etwa eine Woche bei ihm und seinen Eltern gewohnt. Dieser Otto zählte damals 25 Jahre, hatte als Beruf das gleiche ergriffen wie sein Vater, nahm das Leben von der lustigen Seite und liebte das « Schwarze mit Schnaps » gar sehr. Da er nicht im gleichen Dorfe wohnte und ich die Leute schon lang nicht mehr gesehen hatte, stund der junge Mann nicht auf meinem Verzeichnis der Göttianwärter.

Wie es so geht, wenn liebe Verwandte sich wiedersehen, und besonders, wenn der eine von diesen schon etliche halbe Liter hinter der Binde hat: Otto Murmiger, mein teurer Cousin, lud mich ins « Rössli » ein zum ersten Glas Bier meines Lebens. Dieser Trunk hatte ungeahnte Wirkungen. Ich fing an zu schimpfen und zu politisieren wie ein Grosser, schwatzte in geheimnisvoller Weise von Überraschungen, die die Gemeinde an mir noch erleben solle usw.

Während unserer interessanten Unterhaltung war mir aufgefallen, dass der Cousin alle Augenblicke sagte: « Ezetera » (etc. = auf deutsch: und so weiter, und so weiter!) Ich frug ihn, was das für ein Wort sei. « Das heisst soviel wie „abgemacht“ », ant-

wortete er, « das ist ein nobler französischer Ausdruck, ich habe das von einem welschen Händler gehört in der Stadt. » Aha ! so nobel wie Murmiger wollte ich auch sein und gebrauchte fortan dieses Wort gleichfalls. Soviel habe ich in meinem ganzen Leben nie « abgemacht » wie an jenem Abend im « Rössli ».

« Eh, was hast du für einen als Firmgötti, es wird alles ezetera sein ? » frug mich der Cousin.

« Ja woher, keinen habe ich bekommen. »

« Was willst du denn machen, du musst doch einen haben ! »

« Nein, nein, ich frage niemanden mehr, es tut's an sechsen oder sieben, die mich alle nur ausgelacht haben. »

« Du armer Ch... », sagte Otto betroffen, « das muss doch in Ordnung kommen, ezetera ! »

« Ihr werdet alle schon sehen, wie das in Ordnung kommt. Es geht gar nicht mehr lange, ezetera. »

Mein Cousin bestellte nochmals eine Flasche Bier.

« Weisst du was ? » fuhr er fort, « Wenn du noch keinen Götti hast, so will ich es dir sein. Am End sind wir ja verwandt miteinander. Du bist der einzige, dem ich dieses Amt zu Gefallen tue. Willst ? »

Ob ich wollte ? Mir fiel ein zentnerschwerer Stein vom Herzen. Diese Lösung gefiel mir doch noch besser als die Flucht mitten in der übermorgigen Nacht. Überwältigt von soviel verwandtschaftlicher Güte, stammelte ich eine ganze Weile Dankesworte. Otto war ganz gerührt, sonst hätte er mir nicht einen Stumpen offeriert.

Wir machten noch ab, wo wir uns am nächsten Sonntag vor dem Kirchgang treffen wollten. Er versprach mir, dass wir im « Rössli » zu Mittag essen werden. Ein Kleid habe ich noch von meiner ersten Kommunion her, deshalb werde er mich mit einer silbernen Uhr beschenken, wie sie sonst keiner im ganzen Dorfe bekomme.

Dann schieden wir, nachdem mir der neue Götti noch zwanzig Rappen geschenkt hatte, wahrscheinlich aus Rühring über meine Dankbarkeit.

Mit dumpfem Kopfe ging ich am nächsten Mittag zum Herrn Pfarrer, um meinen Götti bekannt zu geben. Es war höchste Zeit, fünf Minuten vor Zwölf...

Weil es allgemein so Brauch war, bekam ich am Sonntag, dem Tag meiner Firmung,

bis abends frei. Ich brauchte nicht zu gräßen, nicht zu melken, keine Milch in die Käserei zu schleppen. Das allein schon war herrlich ! Dieser einzige freie Tag war mir mehr, weit köstlicher, als einem Fabrikanten eine dreiwöchige Reise an die Riviera.

Otto Murmiger, mein Götti, war wirklich splendid. Zu Mittag liess er für uns Suppe kommen, dann Rösti und Bratwurst. Ein herrliches Essen für mich, der höchstens an den Metzgeten eine Bratwurst sah. Als Tafelgetränk nahm er eine Flasche Bier, für mich bestellte er, nach seiner Behauptung, ebenfalls eine Flasche, aber gefüllt mit « Champagner ». Ich glaubte es, trank mit Inbrust diesen sagenhaften Wein, den sich sonst nur ganz noble, reiche Leute leisteten. Merkwürdigerweise hatte ich keinerlei Beschwerden davon, nicht so wie vor zwei Tagen beim simplen Bier. Was tat's damals, als ich nicht viel später den Schwindel erkannte, dass nämlich der « Champagner » gewöhnliche Limonade gewesen war ?

Die fast drehscheibengrosse Sackuhr gefiel mir gleichfalls ausserordentlich. Nach den Aussagen des Cousins musste sie ein Heidengeld gekostet haben. Aber auch hier brachte es die Sonne an den Tag ! Nach zwei Monaten fing sie an zu rasseln und zu gixen, sobald ich sie aufzog. Schliesslich stellte die Uhr auch diesen Lärm ein und lief überhaupt nicht mehr. Die Uhrkette, deren blaue und rote Gläser mein Götti als Rubinen oder Diamanten über alle Massen gelobt hatte, zerfiel ebenfalls in viele Blechteile, die nicht mehr zusammenzubringen waren. Noch monatelang hat mich mein Bauer deswegen gefuxt. Auch der « Champagner » gab ihm nicht wenig zu lachen.

Meinem Firmgötti bin ich wegen seiner damaligen Aufschneiderei und kleinen Schwindelei nicht mehr böse. Schliesslich bewahrte er mich vor einem unbesonnenen Jugendstreich und trug mit bei, dass ich nicht auf den Bauern angewiesen war. Das werde ich ihm nie vergessen. Sobald ich wieder einmal in die Gegend komme, will ich dem Schweinehändler Murmiger nachfragen; ich habe ihn seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. Wenn er immer so pfiffig gewesen ist wie einst mit dem Champagner und der Uhr, muss er ein reicher Mann geworden sein.